

№ 17. 1897.

Auf der „Kolumbia".

Eine Seegeschichte von **H. Rosenthal-Bonin.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Hund, Räuber, Dieb!" keuchte der Kapitän mit einer Stimme, die mich an das Röcheln eines Tigers erinnerte, und das Hauen begann wieder.

„Kapitän, nehmen Sie Vernunft an," schrie ich mit dem Aufgebot aller meiner Kräfte. „Ich befinde mich in Nothwehr und schieße, so wahr mir Gott helfen möge, wenn Sie nicht sofort die Thür in Ruhe lassen."

„Geben Sie mir das Mädchen heraus," kreischte der Kapitän. „Ich bin Befehlshaber auf diesem Schiff hier, ich bin es, so lange noch ein Brett davon unter den Füßen ist. Noch herrscht mein Wille. Oeffnen Sie die Thür."

„Das werde ich nicht thun," rief ich zurück. „Ihre Macht erstreckt sich nicht über schutzlose Frauen, auch nicht über mich. Auf diesem Schiff und in dieser Lage gibt es keine Seegesetze mehr. Wir würfeln hier um Tod und Leben, Kapitän. Ich bin der Mächtigere, ich habe den Revolver. Hüten Sie sich deshalb wohl, Kapitän. Ein Schlag noch, und ich brenne Ihnen eine Kugel in das Gehirn. Dann sind wir einen Wahnsinnigen los."

Die Voraussetzung des Fräuleins bewahrheitete sich. Der Kapitän hörte auf, die Thür mit der Art zu bearbeiten. Er biß die Zähne derartig zusammen, daß ich sie knirschen hörte; er ächzte und schluckte. Dann hörte ich ihn zischend und ingrimmig hervorstoßen:

„Warten Sie, Mann, das sollen Sie mir büßen, lebend kommen Sie mir nicht mehr vom Schiffe. Ich werde Ihnen zeigen, was das bedeutet, sich in meine Angelegenheiten zu mischen."

Eine Zeitlang blieb Alles still draußen; dann vernahm ich, daß der Kapitän langsam sich nach seiner Kajüte zu von der Luke entfernte. Ich athmete auf, der erste Angriff war abgeschlagen, jedoch damit war nicht viel gewonnen. Der Kapitän würde uns dauernd belagern. Ich durfte, ohne mein Leben zu wagen, mich nicht auf Deck begeben, und solch' ein Zustand war auf die Dauer nicht zu ertragen.

„Gebe Gott, daß bald eine Wendung der Dinge eintritt," seufzte ich und legte den Revolver in den Kasten, der neben der Thüre stand.

Als ich emporsah, stand das Mädchen, an dem Thürpfosten ihrer Kabine sich haltend, todtenbleich, schwer athmend; vor ihr lehnte meine Eisenstange.

„Ich hätte ihn sofort niedergeschlagen," sprach sie mit hartklingender Stimme, „wenn er eingedrungen wäre und Ihnen ein Leid gethan hätte."

„Nun, er hat ja Vernunft angenommen," antwortete ich.

„Vernunft?" wiederholte das Mädchen mit verächtlichem Ausdruck. „Die Vernunft des Raubthiers!" fügte sie hinzu. „Er wird bald wiederkommen."



Frühlingsmorgen im Walde. (S. 131)

Das glaubte ich auch, und deshalb war mein Herz bedrückt und schwer.

Der Tag war ungewöhnlich heiß, drückend schwül. Ich konnte es in meinem Gefängniß nicht mehr aushalten und beschloß, selbst auf die Gefahr eines wilden Kampfes hin, auf das Deck zu gehen.

Wenn ich mit dem Revolver in der Hand den Eingang zum Schiffslogis bewachte, so gewährte ich dem Mädchen genügend Schutz vor dem Kapitän, und da er in seiner ersten Wuth der Beredtsamkeit von Pulver und Blei sich zugänglich erwiesen, so würde er jetzt bei kühler Ueberlegung wohl noch mehr Verständniß für diese Sprache haben.

Ich räumte deshalb die Barrikade fort, schloß die Thür auf und stieg, den geladenen Revolver vor mich haltend, die Treppe hinauf.

Eine unbarmherzige Sonne brannte an einem wolkenlosen Himmel, der nicht mehr blau, sondern bleifarben erschien. Die See war fast ruhig, sah unangenehm mißfarbig-grün aus, schien dickflüssig und hatte einen glasigen Schaum. Die „Kolumbia“ schwamm schwer auf den matten trägen Wogen. Es stand sichtbar eine Wetterveränderung bevor, ein Umstand, der für das elende Wrack verhängnißvoll werden konnte.

Es war die höchste Zeit, daß uns Hilfe kam, — aber so sorgsam und emsig ich auch umherspähte, nichts als flache, träge Wogen und ein schwerer Himmel bis zum fernsten Horizont, nach allen Seiten nicht eine Andeutung, daß es Menschen, daß es Land gebe auf der Welt.

Wenn ein Sturm uns traf, waren wir verloren, das Schiff hielt weder Wind noch eine starke Bewegung der See aus. Wir würden in diesem Fall nach kurzer Zeit versinken und elendiglich zu Grunde gehen. Eine Vorsichtsmaßregel dagegen war nicht zu treffen. An ein Aufhalten des Sinkens war nicht zu denken, und ein Boot, ein Floß im Momente der Gefahr auszusetzen, das war unmöglich. Der Strudel würde uns mitsammt unserer Fahrzeug rettungslos mit in die Tiefe ziehen.

Während ich so dasaß und diese düsteren Betrachtungen anstellte, kam der Kapitän aus seiner Luke. Er bewegte sich schwankend gegen das Schiffslogis; ich zog mich auf dessen Treppe zurück und schloß die Thür, öffnete jedoch die Klappe.

„Ich befinde mich ohne Nahrung,“ sprach der Kapitän, seine Stimme klang seltsam rauh und hohl.

Jetzt fiel mir erst ein, daß die Vorräthe hinter dem Schiffslogis lagen und ihren einzigen Zugang durch dasselbe hatten, der Kapitän also in dieser Hinsicht völlig von uns abhängig und in unserer Macht war. Das, ich muß es gestehen, freute mich.

„Sie sollen Nahrung erhalten, wenn Sie ruhig sind und die Dame nicht belästigen,“ erwiederte ich.

Der Kapitän spie hastig aus und schlug mit der Faust dröhnend auf den Lukendeckel.

Ich bekümmerte mich nicht um seinen Zornausbruch, ging in die Vorrathskammer und reichte dem Mann eine Büchse Fleisch, ein Glas eingemachte Früchte und eine Flasche Wein durch mein Guckloch.

Er nahm die Gegenstände, finster vor sich hin starrend, und ging in seine Kabine zurück.

Wir litten schon einige Tage Mangel an Wasser. Die Vorräthe der „Kolumbia“ waren total verdorben. Ich konnte heute schon keine Milch mehr auflösen, keinen Thee, keinen Kaffee, keine Suppe mehr kochen. Zwar war noch ziemlich viel Bier vorhanden. Dies vertrug jedoch die Rekonvaleszentin nicht. Das Bier war warm, und auch ich sehnte mich nach einem Trunk Wasser.

Ein Apparat, Meerwasser zu destilliren, fand sich nicht auf dem Wrack, und somit gesellten sich zu unseren anderen Leiden bald die Folterqualen des Durstes. Ich sah zum Himmel auf. Wenn es nur regnen wollte! Meine Vorrichtung würde genug Wasser fangen und in ein leeres großes Faß im Küchenraum leiten.

Der Himmel erbarmte sich unserer aber nicht, er schien uns überhaupt vergessen zu haben. Das Schiff schaukelte im erstickenden Sonnenbrand, und auf diese Weise verging der Tag, endlos sich dehnend, traurig und trübe.

Die Sonne stieg in blutrothen Nebeln in's Meer, die wie erleuchteter Rauch vor ihr hin und her webten. Das Wasser hatte sich in eine glühende Feuersgluth verwandelt, als wäre sie das feuerflüssige Erdinnere.

Nach kaum einer Stunde umgab uns tiefe stockfinstere Nacht. Da donnerte es, gewaltige Blitze durchschnitten, wagerecht über den Ozean dahinfahrend, das Firmament. Die Blitze folgten sich schnell, unaufhörlich zuckend erhellten sie fast die Nacht. Der Himmel schien in ein lilabläuliches Flammenmeer verwandelt, auf allen hervorragenden Schifftheilen tanzten und zitterten geheimnißvoll blauleuchtende Flämmchen. Die Luft war so mit Elektrizität erfüllt, daß überall, wo man Eisentheilen sich näherte, knisternd zollange Funken hervorsprühten. Es war kaum möglich, in der heißen, peinlich schweren Luft zu athmen.

Da prasselte, stürzte plötzlich unter unglaublichen Donnerschlägen ein Regen herunter, heiß, mächtig, überwältigend, wie nur die südlichen Breiten solchen erzeugen. Er schlug auf das schwankende Schiff wie mit Stangen und Keulen. Es war, als ob er die ganze Welt mit den herunterschlagenden Fluthen ertränken wollte. Mein Faß in der Küche war längst gefüllt, das Wasser stand am Boden schon so hoch, daß es mir bis an die Kniee ging, ich schöpfte mit einem großen Topf heraus, was möglich war — aber das war bei diesem Regen ja ein kindisches Unternehmen. Ich sah den Augenblick voraus, in welchem durch meine Unerfahrenheit das Wrack voll Regenwasser angefüllt sein und versinken würde. Mir troff der Angstschweiß von der Stirn, ich stand zitternd und rathlos im Wasser.

Da hörte es ganz so plötzlich auf zu regnen, als es angefangen hatte. Der Himmel war klar, die Sterne prangten groß, hell, frisch und rein, und ein kühler Luftzug wehte. Ich gab meinem Schützling zu trinken und schöpfte dann die ganze Nacht Wasser aus dem Küchenraum. Es wollte jedoch nicht weniger werden.

Als der Morgen anbrach, hörte ich ein seltsames Hacken auf dem Deck, ich stieg empor und gewahrte den Kapitän, der daran arbeitete, mit der großen Axt gerade über der Kabine seiner angeblichen Braut ein Loch in das Schiffsdeck zu hauen; gleichzeitig hörte ich auch Schreckensrufe des Mädchens.

„Kapitän,“ schrie ich den Unsinnigen an, „gehen Sie dort fort!“

Er gab keine Antwort und schlug eifrig weiter, daß die Splitter flogen.

„Kapitän! Ich halte die Dame nicht, wenn sie gehen will, es steht ihr frei. Zwang lasse ich ihr dagegen nicht anthun.“

Der rasende Mann ließ sich in seinem Werk nicht stören. Die Sonne war jetzt völlig hervorgetaucht; er war ganz roth im Gesicht, sah wie betrunken aus und arbeitete ohne aufzusehen so unverdrossen, als ob er im Taglohn stände. Eine Antwort gab er mir nicht. Wenn er so fortfuhr, mußte er in einer halben Stunde das Deck durchschlagen haben und hatte dann einen Zugang in unsere Festung.

Jetzt war der lang gefürchtete Moment gekommen, in welchem ich gewaltsam handeln mußte. Es blieb mir nichts Weiteres übrig, ich war gezwungen, ihn niederzuschießen, um uns von einem Wahnsinnigen zu befreien. Ich hob den Arm mit der Waffe und ließ ihn wieder sinken. Mir war schrecklich zu Muth. Das Herz wollte sich mir umkehren in der Brust. Der Kapitän schlug weiter. Ich erhob den Revolver wieder. „Kapitän, blicken Sie auf — Sie wollen es nicht anders — eine Sekunde noch, und Sie sind ein Mann des Todes.“

Der Kapitän ließ, ohne aufzusehen, seine Axt weiter niederschmettern — da drang die Stimme des Mädchens an mein Ohr, welche in den höchsten Tönen der Angst etwas rief. Ich konnte die Worte bei dem Lärm, welchen der Kapitän verursachte, nicht verstehen und eilte zur Kabine des Mädchens. „Herr, Herr, das Wasser steigt, wir versinken,“ scholl es mir angstvoll entgegen.

Ich lauschte; es rauschte und gurgelte dumpf um uns her, zu unseren Füßen. Das Schiff wandte sich schwankend nach rechts und links und zitterte manchmal wie ein zu Tode verwundeter sterbender Mensch.

Ich flog auf das Deck. „Kapitän, die „Kolumbia“ sinkt!“ schrie ich dem Rasenden zu und eilte zu den Davits auf der hochstehenden Luvseite, wo das einzige übriggebliebene Boot hing. Wir durften keinen Augenblick verlieren, das Wrack konnte jede Minute untergehen.

Ich löste die Seile; in diesem Moment machte das Wrack eine Schwenkung, als ob es sich aufrichten wollte, das geschah zu unserem Glück, denn nun kollerte das Boot an der hochstehenden Schiffswand hinab in das ruhige Wasser. Ich sah auf, neben mir stand das Mädchen, ihre Ledertasche in der Hand, und dicht bei ihr der Kapitän mit vier Rudern im Arm. Herbei kam jetzt hastig und kläglich miauend die Katze und drängte sich an mich. Ich ließ eilig das Mädchen in das Boot und sprang dann hinein. Einen Augenblick zögerte ich, ob ich nicht die Seile durchschneiden und den Kapitän auf dem Wrack lassen sollte, aber wie ohne Ruder vom Schiffe fortkommen? Es wäre unser Tod gewesen, das sinkende Wrack hätte uns ohne Zweifel in die Fluth gezogen. Es war auch keine Zeit mehr zum Ueberlegen, unser Leben hing an Sekunden.

Ich machte dem Kapitän Platz im Boot. Er warf mir die Ruder hinunter und glitt dann selbst hinab. Ich lockte und winkte der Katze, sie wagte den Sprung nicht, sie kam nicht. Miauend sprang sie auf den höchsten Rand der Regeling und kauerte sich dort nieder. Ich mußte sie lassen. In wenigen Augenblicken waren die Seile durchhauen. Wir ergriffen die Ruder, stießen vom Wrack und arbeiteten mit Einsetzung all' unserer Kräfte, von dem Unglücksschiff fortzukommen.

Schweigend ruderten wir wohl so drei Minuten, da hörten wir ein Klatschen, unser Boot wurde erfaßt, fuhr in ein tiefes Wellenthal hinein, schoß hoch hinauf und schaukelte dann auf dem murmelnden, gurgelnden, blasensprühenden Wasser. Von der „Kolumbia“ war nichts mehr zu sehen, und wir tanzten über der Stelle, wo das Wrack versunken war.

Mein erster Gedanke war, daß wir weder Wasser zum Trinken, noch irgend welche Nahrungsmittel im Boot hatten.

An ein Sinken des Wrackes hatte ich vorerst gar nicht gedacht, da mir das Schiff nicht tiefer als gewöhnlich schien; jetzt erinnerte ich mich jedoch, daß, als mir beim Schöpfen das Wasser einmal an den Mund spritzte, es salzig schmeckte. Demnach war nicht bloß Regenwasser hinabgeflossen, sondern auch Meerwasser vom Kiel auf in das Wrack emporgestiegen, dazu die vom Gewitter erregte höher gehende See. Nun war mir das anscheinend plötzliche Sinken des Wracks erklärlich.

Mit dieser Erkenntniß war uns jedoch herzlich wenig geholfen. Wir schwebten in einer Nußschale auf dem endlosen Ozean. Wer weiß,

wie viel hundert Stunden vom festen Land entfernt, in Bezirken der unermeßlichen Salzfluth, wo vielleicht in Jahren, möglicherweise niemals ein Schiff hinkam. Nach welcher Richtung sollten wir rudern? Es stellte sich auch bald heraus, daß der Kapitän die Ruder zu gebrauchen viel zu schwach war, nach wenigen Schlägen, die wir ziellos machten, zog er erschöpft und außer Athem die Riemen ein. Ich allein ruderte eine Zeitlang gegen Süden. Ich ward aber auch bald müde, wir kamen fast gar nicht vorwärts und, die völlige Nutzlosigkeit meiner Arbeit einsehend, ließ ich die Ruder sinken und zog sie gleichfalls in das Boot.

Der Kapitän starrte mit glühenden, geisterhaften Augen bald mich, bald das junge Mädchen an und schaute dann über die Wasserfläche. Die Dame sprach kein Wort, war bleich und erschöpft und blickte mit mattem, umflortem Blick in die See hinaus. Ich war gleichfalls nicht zum Reden aufgelegt, hatte meinen Rock ausgezogen und trennte das durch den Einfluß des Seewassers hellbraun gewordene Futter heraus als Tuch zu einer Nothfahne. Ich stellte zu diesem Zweck ein Ruder auf, befestigte den Fetzen daran, und jetzt wehte er über unseren Häuptern. So schaukelten wir in düsterem Schweigen ziellos und pfadlos ohne jedes Hilfsmittel auf der freundlich gleißenden Fluth. Ein unendliches Schweigen über uns, lautlose Stille, kein Zeichen, nicht einmal des thierischen Lebens, so weit das Auge blickte, auf dem Meer — drei Opfer des Verhungerns und Verdurstens, falls bis Abend nicht ein Wunder uns Rettung brachte.

Waren wir für diesen Tod aufgespart, so wäre es tausendmal besser gewesen, wenn wir mit dem Schiff in die Tiefe gesunken wären, dann wäre jetzt Alles vorüber.

Aehnlich wie ich mußte wohl auch der Kapitän in diesem Augenblick gedacht haben, denn er schlug beide Hände vor das Gesicht und saß lange Zeit so stumm und zusammengesunken da.

Er hatte seinen Platz am Spiegel des Bootes, ich den meinen auf der vorderen Bank, dort hatte sich auch die junge Dame, möglichst weit von dem Kapitän, niedergelassen.

Mit finsteren Augen hatte er schon mehrmals dies Platzverhältniß überflogen. Vor Erschöpfung schlief das Mädchen ein und sank gegen mich, so daß, damit sie nicht auf den Boden des Bootes fiel, ich sie halten und stützen mußte.

Der Kapitän schaute plötzlich auf. Ein gehässiger Strahl fuhr aus seinen Augen auf mich.

„Tauschen wir die Plätze," rief er mir mit unterdrückter Stimme hinüber. „Ich gehöre zu meiner Braut und nicht ein so junger Mann, ein völlig fremder Mensch, von dem Niemand etwas weiß, den wir nicht kennen."

„Ob man mich kennt oder nicht," gab ich halblaut zurück, „das ist hier völlig gleich. Wir sind drei Unglückliche, ausgesetzt, verlassen hier auf dem Boot. Auf dieser Planke Holz gibt es keine Alters-, keine Standes- und keine Rangunterschiede. Wir sind drei Todtgeweihte. Lassen Sie das Mädchen, wo sie ist, stören Sie ihren Schlaf nicht, es ist eine Stunde glückseligen Vergessens. Es ist ganz gleich, in welchen Raumunterschieden wir hier sterben."

„Oho, so weit ist es noch nicht," antwortete der Kapitän, hastige Blicke umherwerfend. „Sie dürfen das Mädchen nicht berühren. Hier ist Ihr Platz."

Er stand auf und ging auf mich zu.

Ich legte die Schlafende sanft zurück und erhob mich gleichfalls. Den Revolver hatte ich nicht mitgenommen. Er war in der Nacht naß und unbrauchbar geworden.

Von meiner Bewegung erwachte das Mädchen. Sie sah uns Beide im Boot stehen, ich wie zur Abwehr, der Kapitän in einer Stellung, als ob er mich angreifen wollte. Hastig richtete sie sich zwischen uns auf und hielt sich an der Ruderflaggenstange. Das freundliche Vormittagssonnenlicht umspielte ihre schlanke Gestalt in dem blauen, vom Meerwasser theilweise grün gewordenen Seidenkleide, die goldenen Haare flossen aufgelöst ihr lang über den Nacken herab, sie sah aus wie eine soeben aus der Fluth gestiegene Meernixe. Ihr leichenblasses Gesicht hatte sie dem Kapitän zugewendet, und indessen das Boot infolge der Bewegung der drei Aufgestandenen stark schaukelte, sprach sie mit wahrhaft schneidender Stimme:

„Glauben Sie, Kapitän, daß ein solcher Wüstling, ein solcher Heuchler, ein Dieb, wie Sie, das Herz eines Mädchens gewinnt? Nie und nimmermehr! Sie sind ein Schuft, ein elendes, erbärmliches Subjekt, das ich verachte mit jeder Faser meines Daseins, so stark ich überhaupt nur etwas verabscheuen, verachten kann. Wir werden ja Alle sterben, unser Leben wird nur noch wenige Stunden messen, aber ehe ich von der Welt scheide, will ich es sagen, und Sie sollen es wissen. Mein Herz gehört diesem jungen Mann," und sie deutete auf mich. „Ich weiß nicht einmal, ob er mich nicht verwirft — aber das ist jetzt ja einerlei. Ihnen gehört es nie und wird es nie gehören."

Erschöpft ließ sie sich nach diesen Worten wieder auf den Boden des Bootes gleiten. Ich stand überrascht, verwirrt, keines Wortes mächtig da. Der Kapitän warf mir einen gespenstisch-dunklen Blick zu, ballte die Hände und streckte die Fäuste vor; er machte einen Schritt vorwärts, als ob er sich auf mich stürzen wollte. Ein ächzender Laut entrang sich seiner Kehle, und er sank in die Kniee und schloß die Augen.

Das kleine Boot schwankte unter dieser plötzlichen Bewegung derartig stark, daß ich mich setzen mußte und die Ruder ergriff, um es vor dem Umschlagen zu bewahren. Das gelang mir nach kurzer Zeit. Ich ließ den Kapitän in seiner Stellung und hielt Umschau über die Wasserfläche. Es zeigte sich nirgends etwas, worauf hinzusteuern sich gelohnt hätte. In einem Kästchen unter meinem Sitzplatz fand ich ein kleines Beil, ich zog es hervor, spaltete eine Ruderstange damit, hieb einen Theil davon zu einem langen Stab zurecht und befestigte daran meinen Rock.

Diese seltsame Flagge schwenkte ich von Zeit zu Zeit. Die „Kolumbia" hatte bei ihrem Treiben, so viel ich beurtheilen konnte, im Ganzen die Richtung nach Süden beibehalten. Das Boot schwamm nach Osten und zwar mit großer Geschwindigkeit, so daß ich annehmen durfte, es müßte sich auf einer der bedeutenderen Meeresströmungen befinden; das war günstig, denn dadurch war ja eine Möglichkeit gegeben, in einen der befahrenen Seewege zu kommen. Aber wie lange würde das dauern? Ohne Nahrung, ohne Trinkwasser zählte unser Leben ja nur nach Stunden, besonders das der jungen Dame, die in hohem Grade noch von der Krankheit angegriffen und erschöpft war.

Ich spähte mir fast die Augen aus über der blendenden Wasserfläche, und mein Genick schmerzte mir vom ewigen Wenden des Kopfes. Flimmernde Wellchen und leuchtender Himmel, Todesruhe, erdrückende, seelenmordende Heiterkeit.

— — — — — — — — — — —

Das Mädchen lag im Boot und schien zu schlafen, der Kapitän unverändert in seiner etwas gezwungenen Lage desgleichen. Ich mußte das Schwingen der Fahne oft längere Zeit aussetzen — ich fühlte mich zu schwach, eine sonderbare dumpfe Schläfrigkeit bemächtigte sich auch meiner. Um mich wach zu erhalten und auch um Geräusch zu verursachen, das vielleicht in der Ferne vernommen werden könnte, zerschlug ich die Ruderstange zu Spänen und streute diese in das Meer. Dann vertrieb ich mir die Zeit, den Körper des Kapitäns in seiner sonderbaren Lage zu studiren.

Dies Bemühen hatte etwas Fieberhaftes. Seltsam, wie langgedehnt mir der Kopf schien, wie starr abfallend die Schultern, wie steif die Arme. Ich stand auf und ging leise, um die Schläferin nicht zu wecken, nach dem Spiegel des Bootes. Ich versuchte, den Kapitän aufzurichten. Es gelang mir das nicht. War ich so schwach geworden, oder setzte mir der Körper des Mannes diesen Widerstand entgegen? Ich hob den Kopf des Zusammengesunkenen auf, die Stirn war feucht und kalt, die Augen weit offen, starr und glanzlos, der Mund offen und starr, sein Gesicht bläulich — der Mann war todt. Ein Herzschlag mochte wohl schon seit einer Stunde seinem Leben ein Ende gemacht haben!

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsmorgen im Walde.

(Mit Bild auf Seite 129.)

Wenn die Bäume und Sträucher mit Beginn des Lenzes wieder zu grünen beginnen, dann freuen sich die Bewohner des Waldes, die gefiederten wie die vierfüßigen, ihres Daseins und sind froh, daß die winterliche Noth glücklich überstanden ist. Unser Bild auf S. 129 zeigt uns im Dickicht eines im frischen Grün prangenden jungen Schlages einen Rehbock mit seinen beiden Ricken. Letztere lagern beim Anbruch des Frühlingsmorgens im hohen Grase des Waldes, wo sie geruht haben, während der Bock gerade dabei ist, sein neues Geweih zu fegen, das heißt: den daran sitzenden Bast durch Reiben und Scheuern an Baumstämmen zu entfernen. Das alte Geweih wird im Oktober oder November abgeworfen, dann bildet sich das neue, das Ende März, spätestens im April gefegt wird.

Der Altausseer-See mit der Trisselwand (Salzkammergut).

(Mit Bild auf Seite 132.)

Eine Perle des Salzkammerguts ist der herrliche Altausseer-See bei dem Marktflecken Aussee. Man erreicht ihn von diesem beliebten Kurort zu Fuß oder zu Wagen in einer halben bis ganzen Stunde. Der Altausseer-See (siehe das Bild auf S. 132), drei Kilometer lang und ein Kilometer breit, ist eines der kleinsten, aber auch schönsten Seebecken des Salzkammerguts. An seinen Ufern liegen die Dörfer Altaussee und Fischerndorf, und in seiner hellgrünen Oberfläche spiegelt sich die schroffe Trisselwand, der Tressenstein, der Loser und der Sandling, ein Bild, ebenso anmuthig und lieblich, wie großartig und erhaben. Letzteres besonders, wenn die Nebel über den See zu ziehen beginnen und der letzte Abendschein die Kalkfelsen der Trisselwand in röthlichem Schimmer erstrahlen läßt. Steigt man am nördlichen Seeende zum Jägerhaus hinauf oder gar durch die Schlucht zum Gaisknechtstein, so gewinnt man einen prächtigen Blick auf den gletscherumlagerten Kalkstock des Dachsteins.

Die Pfleglinge.

(Mit Bild auf Seite 133.)

Die Mopsmutter auf dem hübschen Genrebild von Hans Hösch, das unser Holzschnitt auf S. 133 wiedergibt, hat ein freudiges Familienereigniß zu verzeichnen gehabt. Nicht weniger als fünf junge Möpschen hat sie zur Welt gebracht, die so allerliebst und drollig sind, daß sie nicht nur den gerechten Stolz der Mutter bilden, sondern auch der Tochter des Hauses eine solche Freude machen, daß diese sie als ihre besonderen „Pfleglinge" ansieht. In der Wohnstube eines ländlichen Gehöfts sehen wir die Hundefamilie sich ihres Daseins freuen. Noch lieber aber weilt der Blick des Beschauers auf dem niedlichen Mädchen, das an seinen vierbeinigen Pfleglingen eine so herzliche und unschuldige Freude hat.

Der letzte Prozeß.

Eine Geschichte aus dem Bregenzer Wald.

Von **Franz Wichmann.**

(Nachdruck verboten.)

Die Glocken der spitzthürmigen Pfarrkirche von Schnepfau läuteten den Schlußsegen. Da ward es in dem einsamen Wirthshause „Zum Sternen“ lebendig. Die alte Mutter des Sternenwirths, die jahraus, jahrein am Fenster in ihrem Lehnstuhl saß, griff nach der Krücke und wankte zur Thür, um in der Küche nach dem Rechten zu schauen.

Das schwere Geräusch ihrer Schritte weckte den einzigen Gast, der vor seinem rothen Tiroler sanft eingeschlummert war. Toni Meindl war ein hübscher, brauner Bursche, in der Mitte der Zwanziger, mit hellen, klugen Augen und einem scharf geschnittenen Gesicht, dem der grüne Lodenhut mit der kecken Spielhahnfeder trefflich stand. Verwundert rieb er sich die verschlafenen Augen. Er hatte sich wieder daheim gesehen auf der weiten, kahlen Hochfläche des windumwehten Thannbergs, die er vor drei Tagen verlassen, um ein paar Stück Vieh seines Vaters nach Bregenz zum Markte zu treiben. Nie war es ihm so eilig mit der Rückkehr gewesen wie heute, denn seit er Vesi kannte, war ihm die Heimath erst lieb geworden. Zwar war die einsame Ortschaft Lech, nach der er nur Sonntags zur Kirche kam, fast zwei Stunden von seinem Hofe entfernt, aber seit die Vesi daselbst im „Adler“ als Kellnerin schaltete und waltete, war ihm der Weg nie zu weit. Er wußte nur, daß sie aus dem einsam unter den Wänden des Hohen Ifen gelegenen Schönebach gekommen und seit einem Jahre im „Adler“ bedienstet war. Ihm war es genug, daß ihre freundlichen braunen Augen ihn vom ersten Blick an mit vertrauender Herzlichkeit angelacht und daß sich ein heimliches Verständniß zwischen ihnen ausgebildet hatte. Der Traum, der Toni umgaukelte, hatte ihm Vesi im weißen Brautschleier an seiner Seite an den Stufen des Altars gezeigt, der Pfarrer hielt eine gar erbauliche Rede, sie wechselten die Ringe — da klangen hell und freudig die Kirchenglocken, und der Bursche erwachte.



Der Altausser-See mit der Trisselwand (Salzkammergut). [S. 131]

„Wie spät ist's?“ fragte er die Kellnerin, die eben herantrat.

„Elf Uhr,“ sagte diese, „die Kirchen ist gerad' aus.“

„Da muß ich machen, daß ich weiter komm'!“

„Zu einem Viertel wird's schon noch reichen,“ meinte Marie lächelnd und nahm die Flasche, „jetzt kommen Gäste, da wird's kurzweilig. — Jesses, der Distelbauer kommt auch,“ rief sie, plötzlich zum Fenster blickend, „mit dem krummen Matthias, — da kann's wieder 'was geben.“

„Der Distelbauer, das ist ja ein gespaßiger Name,“ meinte Toni.

„Ja, und ein noch gespaßigerer Herr ist der Bauer selber,“ antwortete Marie, „wenn der eine Viertelstunde da ist, fängt er die schönsten Händel an.“

„Ist's so ein Schlimmer — ein Raufer und Händelsucher?“

„Nicht so gar schlimm, aber ein Prozesser halt. Mit allen seinen Nachbarn hat er schon gestritten, und elf Prozesse hat er vor dem Bezirksgerichte in Bezau gehabt und alle verloren.



Die Pfleglinge. Nach einem Gemälde von Hans Hösch. (S. 131)

Jetzt sucht er halt nach dem zwölften, den er unbedingt gewinnen will."

„Das wird nicht gar schwer sein," lachte Toni, „ein Streit läßt sich alleweil anfangen."

„Doch nicht so leicht," erwiederte Marie, „ein Jeder nimmt sich in Acht, mit ihm anzubandeln."

„Und hat er wirklich so wenig Glück beim Gericht?" fragte Toni neugierig weiter.

„Alleweil verspielt," lachte die Kellnerin, „und das läßt ihm keine Ruh'; er gibt nicht eher nach, bis er einmal einen Prozeß gewonnen hat. Früher war er einer der reichsten Bauern in der Gegend, aber die Hälfte von seinem Vermögen hat er schon bei Gericht gelassen. — Jesses, jetzt kommen's doch herein," unterbrach sie sich plötzlich, aus dem Fenster blickend, „da draußen wird's ihnen zu warm, da muß ich schon bitten, daß —"

„Was?" fragte der Bursche etwas verwundert.

Die Kellnerin zögerte etwas mit der Antwort. Dann sagte sie leise: „Ihr dürft halt nicht bös sein, der Distelbauer ist einmal so, wenn er bei uns einkehrt, will er da sitzen, gerad' an Eurem Platz."

„Ich soll mich da fortsetzen? Fallt mir gar nicht ein. Wird er vielleicht mit mir auch Streit suchen?"

„Könnt' leicht sein," meinte Marie, „mit den Fremden hat er's besonders."

Der Toni lachte laut auf, die Geschichte kam ihm gar zu spaßig vor.

Der Wirth und die Wirthin, gesunde, wohlgenährte Gestalten, kamen eben aus der Kirche zurück. Zugleich mit ihnen überschritten der Distelbauer und der krumme Matthias die Schwelle. Der Letztere zog im Gange das rechte Bein ein wenig nach, während sein Kopf mit breiter Wucht auf den schmalen, eckigen Schultern saß. Der Distelbauer dagegen war ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit leise ergrauendem Vollbart, in schmucken, grünen Lodenstoff gekleidet, und mit einem gebräunten, frischen Gesicht, dem man seine sechzig Jahre nicht ansah. Der fast heitere Ausdruck seiner Züge verdüsterte sich aber, als sein Blick auf den großen Tisch fiel, an dessen oberem Ende der junge Bauer saß. Einen Augenblick schien es, als ob er noch in der Thür wieder umkehren wollte, dann besann er sich, griff nach dem nächsten Stuhle und stellte ihn hart neben den Toni's. Der krumme Matthias ließ sich an seiner anderen Seite nieder.

Toni stützte beide Ellbogen auf den Tisch und machte sich an seinem Platze so breit wie möglich; er wollte doch sehen, ob Jener wirklich ihm seinen Sitz streitig machen würde.

Noch mehrere Bauern kamen in's Zimmer, und schnell füllte sich der große Tisch, so daß dem Distelbauer nur wenig Raum blieb.

Der Bedrängte warf ärgerliche Blicke nach rechts und links.

„Eng geht's zu," meinte einer der Bauern, „ruckt's nur fest aneinander." Und sie schoben noch mehr gegen den Distelbauer.

Einer wandte sich ihm zu und sagte mit leisem Spott: „Zusammendrucken mußt Dich, gelt?"

„Ganz wie bei Deiner ersten Seligen," meinte ein Anderer.

Jetzt ward der Gefoppte wild. „Sapperment, weil ich meinen Platz nicht hab'! Weil auch die Landfremden überall herumhocken müssen!"

„Meint's etwa mich?" fragte Toni und legte sich noch breiter auf den Tisch.

„Freilich mein' ich Euch."

„Der Platz ist für jeden Gast, und ich werd' ihn auch behalten, wie's mein Recht ist."

„Dein Recht?" schrie der Bauer. „Was versteht so Einer vom Recht! Aber ich weiß Bescheid am Gericht, und ich sag's, das Recht gehört dem, der Recht hat, und folglich hab' ich Recht und Ihr Unrecht!"

Toni zuckte spöttisch die Achseln. „Euch kennt man schon und weiß, daß Ihr ein Streithansl seid, aber bei mir ist's gefehlt, Distelbauer, ich —"

Der Bauer sprang auf und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Himmelsapperment!" schrie er und ward feuerroth im Gesicht, „wie nennst Du mich? Distelbauer? Du hergelaufener Lump, Du!"

„Was?" fuhr Toni auf, „Du heißt mich einen Lump, das sollst mir zahlen, Distelbauer!" Und mit geballter Faust schlug er auf den Gegner ein, der sich des raschen Angriffs nicht versah.

Die übrigen Gäste warfen sich dazwischen, um den ausbrechenden Kampf zu verhindern. Zwei derselben hielten Toni's Arme.

„Laßt mich," schrie er, „ich hab's mit dem da, nicht mit euch!"

„Und ich hab's mit Dir!" tobte der Bauer, „Dich bring' ich vor's Gericht, das soll Dir theuer zu stehen kommen!"

Der erfreuliche Gedanke an das Gericht schien seine Wuth zu mildern.

„Ihr seid meine Zeugen," rief er, „der Quirin Kinast ist nicht so Einer, der sich Schimpf und Schande bieten läßt."

Toni's Zorn und Aerger machten sich in einem lauten Auflachen Luft. „Das hab' ich doch meiner Tag' noch nicht gehört, daß Einer seinen eigenen Namen für eine Beleidigung hält."

„Was?" rief der Bauer, „willst noch einmal anfangen? Ich bin der Quirin Kinast, der Haldenbauer, und kein Distelbauer."

„Aber die Kellnerin hat mir gesagt —"

Marie, die fürchtete, daß sich das Unwetter jetzt über ihrem Haupte zusammenziehe, mischte sich hinein: „Ich hab' nur gesagt, was ihr Alle sagt," sie wandte sich zu den Gästen, „heißt ihn nicht ein Jeder den Distelbauern?"

„Freilich, freilich," bestätigte man, „aber sagen darf man's halt nicht."

„Wer mich Distelbauer nennt, der beleidigt mich," rief der Bauer, „und diesmal muß mir das Gericht Recht geben, ihr sollt's erleben."

Der Wirth, dem der ganze Handel unangenehm war, zog Toni bei Seite. „Es ist schon so, wie er sagt," bemerkte er, „der Distelbauer ist halt ein Spottname, der ihm von seiner ersten Frau geblieben ist; die Anna Kathrin war eine geborene Distel, und weil sie gar scharf und zänkisch gewesen ist, hat man ihn den Distelbauern geheißen. Seitdem hat er schon Manchen vor's Gericht gebracht, der ihn so gescholten."

Toni überlegte eine Weile, dann trat er an den Bauern heran. „Wenn's so zugeht, wie der Wirth sagt, hab' ich freilich Unrecht gehabt und beleidigen hab' ich Euch nicht wollen."

„Was Du gewollt hast, ist mir gleich, aber beleidigt hast mich, und ich will mein Recht!"

„Prozessiren muß er halt," sagte der Wirth, „da könnt Ihr nichts machen."

„Das ist mir schon zu dumm," sagte der Toni, und nachdem er dem Bauern trotzig seinen Namen und Wohnort genannt, trank er ärgerlich seinen Wein aus, nahm Hut und Bergstock und ging.

Allmälig ward es ihm doch ein wenig unbehaglich zu Muthe. Sollte der Distelbauer wirklich Ernst machen? Was würde Vefi dazu sagen! Ihretwegen bangte es ihn am meisten. Erst in der Dämmerstunde näherte er sich dem Dorfe Lech.

Den ganzen Vormittag über hatte er sich auf die Abendstunde gefreut, die er in Vefi's Gesellschaft verbringen wollte. Aber als er den „Adler" zu Gesicht bekam, verlor er plötzlich den Muth. Das Mädchen würde es ihm vom Gesichte lesen, daß ihm etwas Unangenehmes widerfahren. So schritt er ohne Aufenthalt seinem entfernten Hofe zu.

— — — — — — — — — —

Es war einige Wochen später an einem schönen, heißen Sonntagnachmittag. Da saß der Toni als einziger Gast in der Wirthsstube zum „Adler", und Vefi stand in schmucker Sonntagstracht am Schenktisch und spülte Gläser.

Auch Toni hatte sein schönstes Sonntagsgewand angelegt. Gleich nach der Kirche war er in den „Adler" gekommen. Hatte er sich doch vorgenommen, heute nicht eher zu gehen, bis die Entscheidung gefallen war. Die Zeit hatte ihn den fatalen Vorfall in Schnepfau fast vergessen lassen, er fühlte sich wieder sicher und glaubte nicht mehr daran, daß der Distelbauer mit seinen Drohungen Ernst machen werde.

Der Wirth und die Wirthin waren am Nachmittag nach ihrer entfernt gelegenen Alp emporgestiegen, und nachdem sich die wenigen Gäste entfernt hatten, waren Toni und Vefi allein geblieben.

„Vefi," sagte der Bursche plötzlich, „der Herr Pfarrer hat heute so schön vom heiligen Ehestand gesprochen —"

„Du willst doch nicht gar heirathen, Toni?"

„Ich möcht' schon," lächelte der Bursche, „aber —"

„Aber?" wiederholte sie mit leisem Beben der Stimme.

„Weißt Du, allein kann ich nicht gut heirathen."

Vefi ward feuerroth im Gesicht. „Toni, Du meinst doch nicht mich?"

„Wen denn sonst," sagte er einfach.

„Toni!" Sie vermochte nichts weiter zu sagen, aber ihr blonder Kopf ruhte einen Augenblick an seiner Brust.

„Vefi!" jubelte er auf, „gelt, ich hab' Recht gehabt, Du willst!"

Seine letzten Worte schienen sie zu erschrecken. „Nein, nein, Toni, mein Vater gibt's nicht zu — ich soll ja einen Anderen heirathen."

„Vefi, ich habe Dich nicht gefragt nach Deiner Heimath, Deinen Leuten, aber nun ist die Stunde da, wo Du offen sein mußt zu mir und mir Alles sagen."

„Nein, nein, ich kann es nicht."

Die Thür ward plötzlich geöffnet, und mit schwerem Schritt trat ein hochgewachsener Mann herein.

„Grüß Gott, miteinander!" sagte er und nahm zu Toni's Verdruß am Tisch neben ihm Platz.

„Was möchten's, Herr Girgl?" fragte die Kellnerin.

„Nur rasch ein Viertel im Vorbeigehen; habe da gerad' den Meindl Toni sitzen sehen und gedacht, daß ich mir morgen einen Weg ersparen kann."

Der Bursche fühlte sein Gewissen erwachen. Er kannte den Gemeindediener nur zu gut, und seit einiger Zeit war er ihm geflissentlich ausgewichen.

Vefi, die keine Ahnung von den geheimen Sorgen Toni's hatte, brachte den Wein und blieb in der Nähe stehen.

„Wenn Ihr meinem Vater 'was auszurichten habt, Girgl," sagte Toni, „so ist's schon recht, könnt Euch den Weg zum Zürscher Hof sparen und mir's sagen."

„Es geht schon Euch selber an, Toni. Es ist wegen einer Klage" — der Gemeindediener zog ein zusammengefaltetes Papier hervor — „es ist halt an's Gemeindeamt gekommen zur Bestellung."

Toni rückte in Verzweiflung auf seinem Platze hin und her.

„Das ist ja eine Vorladung," bemerkte das Mädchen, einen entsetzten Blick auf das Papier werfend.

„Für nächsten Samstag," fuhr der Gemeindediener unbarmherzig fort, „vor das Bezirksgericht zu Bezau."

Toni sprang mit rothem Gesichte auf, riß ihm das Papier aus der Hand und steckte es unbesehen in seine Tasche.

Der Gemeindediener hatte seinen Wein ausgetrunken und erhob sich. Vesi konnte es kaum erwarten, bis er hinaus war. „Toni, was ist das, Du hast mit dem Gericht zu thun?"

„Ja, wegen dem dummen, miserablen Prozeßhansl, dem elenden Kerl, dem ich bei meiner Heimkehr von Bezau begegnet bin!"

„Und davon hast Du mir kein Wort gesagt!" bemerkte Vesi vorwurfsvoll.

„Weil ich Dich nicht ärgern wollte damit. Aber die Kellnerin in Schnepfau hat mir's gleich gesagt, was das für Einer ist."

„Wie, in Schnepfau?" fragte das Mädchen ängstlich. „Sag' mir Alles, Toni!"

„Geschimpft hat er mich, und jetzt verklagt er mich wegen Beleidigung, da schau selber!"

Er zog das Papier wieder aus der Tasche. „Vorladung," las er, „in Sachen des Quirin Kinast."

„Jesus Maria," schrie Vesi auf, „was sagst Du — Quirin Kinast!"

„Da steht's, schau her!"

„Quirin Kinast," wiederholte Vesi außer sich, „das ist ja mein Vater!"

„Vesi! Hast Du mir nicht gesagt, Du seiest von Schönebach?"

„Es war nicht wahr, vergib mir, man sollt' es hier nicht wissen, wer ich war, sonst hätte er mich gezwungen zu der Ehe mit dem verhaßten Matthias, dem —"

„Mit dem krummen Matthias?"

„Den kennst auch schon?"

„Er war bei dem Bauern."

„Siehst Du's, er läßt nicht von ihm. „Aber lieber den Tod, als einen solchen!" hab' ich zum Vater gesagt. Da hat er mir im Zorn die Thür gewiesen und —"

„Du bist hierher gekommen!" sagte Toni, dem allmälig Alles klar zu werden begann.

„Ja, lieber in schweren Dienst, hab' ich mir gedacht, als eine verhaßte Ehe."

„So heißest Du auch nicht Vesi Anwander?" fragte Toni.

„Es ist der Name meiner Mutter. Der Wirth hier ist ein entfernter Verwandter von mir und kennt allein mein Geheimniß."

Toni lachte verzweifelt auf. „Und mit Deinem Vater soll ich jetzt prozessiren, das ist eine saubere Geschichte!"

— — — — — — — — —

Am Morgen der Gerichtsverhandlung zu Bezau war der Distelbauer schon früh in das Städtchen gekommen und hatte den Wirth und einen Nachbarn als Zeugen mitgebracht.

Nachdem er im „Engel" mit seinen Begleitern ein paar Glas Bier getrunken, begab er sich ziemlich ermuthigt zu der Stätte des Rechts. Aber wie er das weiße Gerichtsgebäude vor sich sah und er am Eingang den Toni Meindl erblickte, da sank ihm die Zuversicht.

„Besser wär's schon, Du verträgst Dich und zögst die Klage zurück," meinte der Wirth.

„Weil Du hernach doch nur zahlen mußt," setzte der Nachbar hinzu, „und es schad' ist um das viele schöne Geld."

Dem Distelbauer kam plötzlich ein schlauer Gedanke. Er wollte sich stellen, als gehe er auf den Versöhnungsvorschlag ein. In raschem Entschlusse näherte er sich Toni, der ihn verwundert erwartete. „Habt Ihr keine Furcht, Zürschenbauer, daß Ihr verurtheilt werdet?" fragte er Toni.

„Furcht kenne ich keine, aber wenn Ihr wollt, daß wir uns vertragen, nachher soll's an mir nicht fehlen," versetzte dieser.

„Was, vertragen? Davon ist keine Red'! Ich muß meinen Prozeß gewinnen. Aber seht, das ist nicht so ganz sicher, und darum hab' ich halt mit Euch reden wollen."

„Soll ich Euch etwa gar helfen, Euren Prozeß gegen mich zu gewinnen?"

„Wenn Ihr sagtet, daß Ihr mich habt ärgern und verzürnen wollen —"

„Aber ich wußte ja gar nicht, daß der Name —"

„Das wissen die Richter nicht, und wenn Ihr wollt, soll es Euer Schaden nicht sein."

Der Toni machte ein verdutztes Gesicht und überlegte.

Plötzlich kam ihm ein guter Einfall. „Im Grund ist mir's auch gleich, ob ich den Prozeß gewinn' oder verlier', es ist nur wegen der Ehr'! Seht, ich hab' einen Schatz, ein gutes, braves Mädel. Aber die Dirn ist arm und kriegt nichts, weil ihr Vater bös ist, und sie mir nicht geben will."

„Wenn der Tropf Dir das Mädel nicht geben will und sie kein Geld hat — ich, der Haldenbauer, lass' mich nicht lumpen, wenn ich den Prozeß gewinn'!"

„Versprecht Ihr mir," sagte Toni rasch, „mir zu dem Mädel zu verhelfen?"

„Freilich versprech' ich's."

„Gebt Ihr mir Euer Wort, Haldenbauer?"

„Mein Wort und meine Hand, wenn ich meine Sach' gewinn'!"

Ganz freudig streckte er Toni die Hand hin, die dieser mit festem Drucke eine Weile hielt. Zum ersten Male hatte der Distelbauer Aussicht, einen Prozeß zu gewinnen, und das Herz schwoll ihm vor Stolz und Freude.

„So will ich schauen, was ich thun kann, daß ich verurtheilt werd'," lachte Toni und schritt in lustiger Laune nach dem Gerichtsgebäude zurück.

Und er hielt vor dem Richter Wort. Es brauchte keine lange Berathung; nach kurzer Unterredung erfolgte der Wahrspruch. Toni Meindl ward schuldig gesprochen, den Haldenbauern beleidigt und, allerdings selbst gereizt, thätlich angegriffen zu haben. Er ward bei seiner sonstigen Unbescholtenheit dafür zu einer Geldbuße von fünfzig Gulden verurtheilt.

Noch nie in seinem Leben hatte sich der Haldenbauer so stolz gefühlt. Nur mit Mühe unterdrückte er beim Verlassen des Saales einen lauten Juchschrei.

Draußen nahm er eine herablassend gnädige Miene an und reichte dem ihm folgenden Toni die Hand.

„Meiner Seel', heut' ist ein Feiertag, heut' wird nichts gearbeitet, und Ihr seid mein Gast!"

„Daß wir's auch gleich mit der anderen Angelegenheit zu End' bringen," sagte Toni, „so will ich Euch das Mädel zeigen, das jetzt mein Weib wird, ich hab' sie hier."

„Spitzbub'," lachte der Bauer, „gleich mitgebracht habt Ihr sie auch! Wo ist sie?"

„In der „Post" wartet sie."

Der Wirth von Schnepfau und der Nachbar, die inzwischen auch herzukamen, schlossen sich ihnen an. In wenigen Minuten hatte man das freundliche Gasthaus erreicht.

„Wo ist denn das Mädel?" fragte der Bauer, als sie das vordere Gastzimmer betraten und niemand erblickten.

„Dort drinnen, im Nebenzimmer," antwortete der Toni, „aber die Zwei müssen zurückbleiben, ich darf Euch nur allein zu ihr führen."

Der Haldenbauer war es zufrieden. Aber kaum hatte er das Zimmer betreten, als er wie von einer Kugel getroffen zurückfuhr.

„Himmel — Herrgott, die Vesi!"

Der Bauer war sprachlos vor Ueberraschung. „Was thust Du hier, Du ungerathenes Ding?"

„Ich habe meinen Bräutigam begleitet, Vater."

„Meine Braut, Vesi Kinast," sagte Toni mit triumphirendem Lächeln; „da ich Eure Einwilligung bereits hab', brauch' ich Euch nicht mehr extra um die Hand Eurer Tochter zu bitten, Haldenbauer."

Der Ueberlistete rang nach Worten. „Das ist eine Spitzbüberei, eine abgekartete Geschicht', niemals gebe ich meine Einwilligung, niemals, meine Tochter heirathet den Matthias!"

„Bedenkt, was Ihr geschworen habt," entgegnete Toni, ihn bei Seite ziehend.

„Willst Du mir drohen?"

„Wenn Ihr nicht Euer Wort einlöst, so erzähl' ich den Zeugen da draußen, wie Ihr Euren Prozeß gewonnen habt!"

„Himmel — Herrgott, still!" flüsterte der Bauer.

„Und was die Aussteuer betrifft," fuhr Toni fort.

„Du sollst sie haben," sagte der Bauer plötzlich, „der Matthias mag sich eine Andere suchen."

„Vater, ist's wahr, Du gibst Deine Einwilligung?" rief Vesi, hochroth vor Freude. „O, mein Toni ist ein fleißiger, braver Bursch, den ich schon lange gern hab', seit ich droben in Lech — —"

„Was, da oben am Thannberg beim Vetter bist gesteckt, Mädel? Da hätt' ich Dich freilich nicht gesucht."

„Es hat doch sein Gutes," fiel der Toni lachend ein, „das Prozessiren! Hätt's meiner Tag nicht geglaubt, daß das Gericht einem Glück bringen könnt'."

„Schlau habt ihr's angefangen, ihr Sappermenter," lächelte der Haldenbauer, „und weil's denn sein muß, so wollen wir gleich heut' Verlobung feiern."

Er wollte zur Thür gehen, aber Vesi hing sich an ihn und hielt ihn zurück. „Vater, Du mußt mir heut' auch ein Versprechen geben, es ist wegen dem Prozessiren."

„Hast Recht, Mädel," sagte der Haldenbauer brummend, „viel Glück ist nicht dabei, und damit ihr heute ganz froh und zufrieden seid, wie ich es bin, so geb' ich euch halt das Versprechen, daß heut' mein letzter Prozeß gewesen sein soll — ich hab' ihn ja auch gewonnen!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Bestrafte Prügel. — Der als Förderer der Kunst und persönlicher Freund Goethe's bekannte Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar fühlte sich in seinen letzten Lebensjahren nirgends wohler, als in den schattigen Gängen des Parkes von Weimar. Im Borkenhäuschen und im „römischen Hause" nahm er gern auf längere Zeit Quartier, und wie sehr ihm diese Einsamkeit behagte, dafür legen seine Briefe Zeugniß ab.

An einem schönen Maienabend saß er denn auch einmal vor dem „römischen Hause" und kehrte dem Wege, der hinter ihm zur Stadt führte, den Rücken zu; er lehnte, die Thonpfeife im Munde, die Hände in den Taschen seiner grauen Pekesche, im Schaukelstuhl, schaute zum Sternenhimmel und lauschte dem Schlagen einer Nachtigall.

In Gedanken verloren, bemerkte er nicht einmal einen vom Dorfe Oberweimar des Weges einherwankenden Mann. Dieser, der Sattlermeister H., war ausgegangen, um den schönen Nachmittag zu genießen, jedoch in's Wirthshaus gerathen und hatte dort Etliche über den Durst getrunken. Näher kommend erblickte er die Gestalt in der grauen Pekesche.

Im Fliederbaum schlug die Nachtigall. Karl August lauschte mit Entzücken — da fuhr plötzlich ein Knotenstock durch die Luft und derb auf den Rücken des Sitzenden nieder.

Im Nu steht der Fürst auf den Füßen, greift nach seinem Rücken und ruft nach seinem Diener. Dieser Ruf reichte hin, den Attentäter zu ernüchtern, er taumelte vor Schrecken gegen einen Baum, dann aber raffte er sich zusammen und gab Fersengeld.

Eiligst lief er nach der Stadt zu, verfolgt von des Großherzogs Kammerdiener. Bald kehrte dieser zurück und meldete den Namen und Stand des verwegenen Attentäters, den er noch richtig eingeholt hatte.

„Er hat Eure Hoheit für mich gehalten, weil ich Ihre abgelegten Röcke trage," setzte der Diener hinzu, „und auf mich hatte er es abgesehen, weil mir seine Tochter gut ist."

„So, so? Weiter, weiter!" sagte Karl August.

„Ja, und weil ich nicht genug Geld habe, will er mir seine Tochter nicht geben," fuhr der Kammerdiener fort und seufzte.

„So, so? Weiter, weiter!"

„Und nun bildet der Mann sich noch ein, ich hätte Hoheit beredet, ihn nicht zum Hofsattler zu machen. Deshalb hat er sich an mir rächen und mich einmal gründlich durchbläuen wollen!"

„Also Dir war der Hieb bestimmt?" sagte der Fürst. „So, so? Ja, das ist etwas Anderes! Und seine Tochter willst Du heirathen, sagst Du? Hm, hm, freilich mit Deinem Einkommen kannst Du Weib und Kind nicht satt machen. Weißt Du, 's ist mir aber lieber, wenn Du meine alten Röcke nicht mehr trägst; solche Verwechslungen könnten öfter vorkommen, und das wäre mir nicht gerade angenehm!"

Damit war die Angelegenheit für heute erledigt. Am anderen Morgen aber trat der Kammerdiener in die Werkstatt des unglücklichen Sattlermeisters und brachte den Befehl des Großherzogs, Meister H. solle sich sogleich nach dem „römischen Hause" verfügen.

Der arme H. wurde todtenbleich beim Empfang der Botschaft und stand mit schlotternden Knieen da, während Frau und Tochter laut jammerten. Es half aber Alles nicht. Meister H. mußte sich in seinen Sonntagsstaat werfen und dem ihm so verhaßten Kammerdiener folgen. Mehr todt als lebendig wankte er fort und vermeinte nicht anders, als daß es an den Pranger ginge, und seine bessere Hälfte glaubte, daß ihr Mann mindestens in's Zuchthaus müsse.

Mit Zittern und Zagen betrat der Aermste das Vorzimmer. Dort brauchte er nicht lange zu warten. Der Landesherr ließ ihn sogleich vor sich bescheiden.

„Weiß Er, was Er verdient?" fragte Karl August den Bebenden streng und schaute ihn mit durchbohrendem Blicke an.

„Gnade, Hoheit!" rief der Missethäter und warf sich auf die Kniee.

Der Großherzog befahl: „Aufstehen! — Er soll sich Seine Strafe selber wählen! Nun?"

„Hoheit . . ." stammelte der Meister endlich; das war indeß Alles, was er über seine Lippen brachte.

„Aha," sagte Karl August, „Er scheint noch zwischen Pranger und Eisen zu schwanken. Gut, so will ich Ihm Seine Strafe zudiktiren. Also — erstens ist Seine Tochter heute über vier Wochen die Frau desjenigen Mannes, den Er gestern durchprügeln wollte, und der von heute ab den doppelten Lohn erhalten wird, und zweitens . . ."

Der Großherzog mußte einhalten, um ein Lächeln zu unterdrücken; denn die Miene des verblüfften Meisters war zu urkomisch.

„Und zweitens," fuhr er dann fort, „soll Er von nun an alle Tage sich an den Mann erinnern, dem er einen Hieb versetzt hat. Er bringt ein Schild mit großen Buchstaben über Seiner Thür an mit dem Wort ‚Hoffattler', und dieses Schild sieht Er jeden Tag ordentlich an und denkt: Pfui, schäme Dich, Du bist Sattler des Weimar'schen Hofes und hast den Ersten an diesem Hofe geschlagen. — Verstanden?"

Mit diesen Worten verließ der Großherzog das Zimmer und unser Meister wußte nicht, wie ihm geschah und wie er in das Vorgemach kam. Erst als er in den Armen seines „lieben Schwiegersohnes" lag, wurde ihm klar, daß er nicht geträumt habe. [E. K.]

Humoristisches.



Ablehnung.

Onkel (zum Neffen): Da hast Du die erbetenen fünfzig Mark. Eines muß ich Dir aber sagen, Du wirst immer mehr ein Lump!

Neffe: Nimm das zurück, Onkel!

Onkel: Die fünfzig Mark, ja.

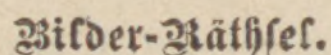


Das gescheidte Karlchen.

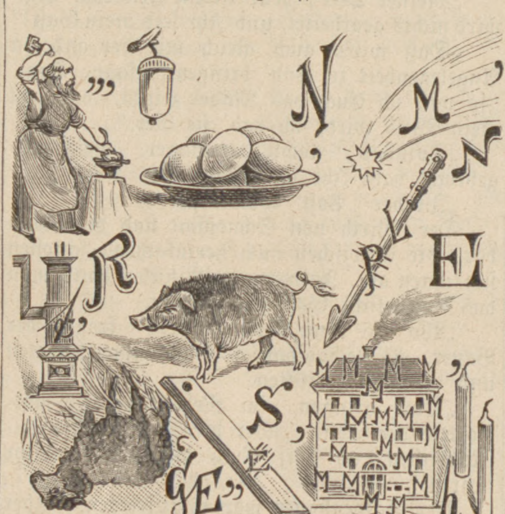
Lehrer (der von den verschiedenen Holzarten gesprochen, namentlich in Bezug auf Brennbarkeit): Karlchen, welches Holz brennt wohl am besten respektive leichtesten?

Karlchen (eifrig): Das Streichholz, Herr Lehrer!

Die falsche Farbe. — Während des deutsch-französischen Krieges kam der Oberst v. Z., ein echter „Weinzahn", in eine lothringische Schänke. Er schmachtete nach einem guten Schluck Rothwein, aber das Wort rouge (roth) war ihm entfallen, und die Wirthin verstand nicht, was er meinte. Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke, er zeigte auf seine Nase und sagte: „Solchen Wein." Die Wirthin zuckte mit den Achseln und erwiederte: „Thut mir leid, wir haben nur rothen, aber keinen blauen Wein." [L—n.]



Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 16:
Der Trunk nimmt die Sorgen, aber nur bis morgen.

Charade. (Dreisilbig.)

Die Eins schafft unser täglich Brod,
Hat aber auch gar bitt're Noth,
Die mit dem Feinde kam in's Land,
Durch einen Zug schon abgewandt.

Die Zwei und Drei bringt zwar Gefahr,
Bereitet blut'gen Mord sogar,
Und doch entfernt sie oft allein,
Was Schmerzen schuf und arge Pein.

Das Ganze ist ein kluger Mann,
Der dir genau bestimmen kann,
Wenn du ein reicher Erbe bist,
Wie groß dein Grundbesitz wohl ist.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Einsatz-Räthsel.

Eine Königin ist's, die der Schmetterling
Im Sommer kosend umkreist;
Tritt **in** noch in's Wort, ist's ein süßes Ding,
Ob's geküßt wird oder verspeist.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung von Nr. 16:
des Zahlen-Räthsels: Runzel (6, 5, 3, 4 = Lenz; 6, 2, 4, 5, 1, 3 = Luzern).

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.